

Ich spreche, also bin ich. Sprache ist Identität

Andreas Gardt

Man ist immer jemand, wenn man spricht. Italienerin oder Deutscher, Sachse oder Hamburgerin. Man ist Mann oder Frau, jung oder alt, ist gebildet, naiv, freundlich oder vulgär. Schon wenige Worte reichen, um einen Eindruck davon entstehen zu lassen, wer und was wir sind. Nicht nur die Sprache trägt zu diesem Urteil bei, aber sie hat einen großen Anteil daran. Es ist fast unmöglich, dem zu entgehen, und auch Schweigen hilft nur, wenn es nicht als beredtes Schweigen gedeutet wird. Der identitätsschaffenden Wirkung unserer Sprache sind wir nicht passiv ausgesetzt, sondern können „acts of identity“ (Robert Le Page) vollziehen, können gezielt versuchen, die Wahrnehmung unserer Identität durch unser Sprechen zu beeinflussen. Das tun etwa Jugendliche, wenn sie sich der Sprache ihrer Altersgruppe anpassen, aber auch Erwachsene, die über die Jahre den Dialekt der Gegend annehmen, in die sie neu gezogen sind. Die Beziehung von Sprache und Identität ist Thema der Sprachwissenschaft, speziell der Spracherwerbsforschung, der es um die Herausbildung individueller Identität geht, und einer an der gesellschaftlichen Dimension von Sprache interessierten Sprachwissenschaft bzw. Linguistik, die sich mit den Bezügen von Sprache und kollektiver Identität befasst. In einem allgemeineren Sinne spielt das Thema Identität eine Rolle auch in der Psychologie, der Philosophie und in den Sozialwissenschaften.

Der Psychoanalytiker Erik H. Erikson, der einige Klassiker der Identitätsforschung verfasst hat, beschreibt individuelle Identität so: „Das bewußte Gefühl, eine persönliche Identität zu besitzen, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen.“¹ Zentral ist zweierlei: die Kontinuität in der Zeit und die Reaktion der anderen. Tatsächlich kann etwas, das permanentem Wandel ausgesetzt ist, kein bestimmtes So-Sein, keine Identität entwickeln. Und immer gehört zur Identität auch die Alterität, zum Eigenen das Andere. Erst im Blick der anderen und in unserem Bewusstsein von der Existenz dieses Blicks werden wir zu dem, der wir sind. Dabei unterscheidet sich der Blick derjenigen, die die Existenz einer bestimmten Identität behaupten, oft ganz erheblich vom Urteil der wissenschaftlich Analysierenden. Das gilt vor allem für kollektive Identitäten. Beruft sich zum Beispiel ein Politiker in einer Rede auf *unsere nationale Identität*, dann wird diese Identität häufig als nahezu selbstverständlich, bisweilen geradezu als natürlich gegeben vorausgesetzt. Nationen gelten dann als historisch *verwurzelt*, auf der Teilhabe an einem umfassenden Traditionsbestand und auf gemeinsamer Abstammung

der Bürger beruhend. Nicht selten erscheint Identität dann als etwas Festes, in sich Ruhendes, nahezu Monolithisches, dem historischen Wandel und wechselvollen menschlichen Zugriff in ihrem *Kern* Enthobenes. Die aktuelle Forschung dagegen betrachtet Identität grundsätzlich als Resultat gesellschaftlicher Konstruktionen, als eine dynamische Größe, die im Diskurs ausgehandelt wird. Mit den Interessen der Diskursteilnehmer verändern sich auch die Identitäten, die ganz und gar der historischen Entwicklung anheimgestellt sind. Das bedeutet nicht, dass sie beliebig sind: Nicht aus jeder historischen Konstellation kann sich jede Identität entwickeln. Und hat sich einmal eine Identitätskonstruktion durchgesetzt, dann besitzt sie ontische Qualität, dann sind die Dinge, wie sie sind – bis sie sich erneut verändern.

Vieles von dem, was sich über Identität sagen lässt, gilt auch für die Sprache, vor allem dann, wenn Sprache und Identität miteinander verbunden werden. In zahlreichen Definitionen von Größen wie *Nation* oder *Volk* begegnet die Sprache als zentraler Faktor. Umgekehrt wird eine Sprache oft eng mit politischen, kulturellen und ethnischen Aspekten verknüpft. Charakteristisch sind die Zeilen, mit denen Jacob Grimm das Vorwort zum *Deutschen Wörterbuch* beendet: „Deutsche geliebte landsleute, welches reichs, welches glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgethane halle eurer angestammten, uralten sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure volkskraft und dauer hängt in ihr.“² Letztlich ist die häufige Bezugsetzung von Sprache und kollektiver Identität darin begründet, dass der Mensch als zoon politikon auf Gemeinschaft angewiesen, eine Gemeinschaftsbildung ohne Sprache aber undenkbar ist. In der abendländischen Tradition, aber nicht nur dort, wird seit der Antike die Bedeutung der Sprache für die Konstitution der Gesellschaft und damit einer bestimmten Identität betont. In vielen der einschlägigen Texte findet sich etwas, das auch die Äußerung von Jacob Grimm kennzeichnet: Eine Überblendung der Größen Sprache, Sprecher und politischer/ kultureller Körper (*Nation*, *Volk* usw.). Die drei Größen bedingen und stützen sich gegenseitig. Eine *Nationalsprache* gilt danach nicht einfach als Folge einer bereits bestehenden Nation, sondern trägt entscheidend zu ihrer Bildung und Aufrechterhaltung, zur Schaffung ihrer Identität bei.

Die enge Beziehung zwischen Sprache, Sprechern und politischem/kulturellem Körper bedeutet auch, dass die Gefährdung der einen Größe auch als Gefährdung der anderen betrachtet wurde und wird. Vor allem die Verwendung von Fremdwörtern steht in Geschichte und Gegenwart immer wieder im Zentrum einer Kritik, die diese Wörter als *Eindringlinge* in die eigene Sprache betrachten, als Gefahr für den Bestand der Sprache und zugleich als Gefahr für die Identität der Sprach- und Kulturgemeinschaft. In früheren Jahrhunderten galten oft französische Wörter und Wendungen als *Seelengift* für Deutsche, in jüngster Zeit richtet sich die Kritik gegen englische. Der gegen Anglizismen gerichtete Fremdwortpurismus ist allerdings in seiner Aggressivität und nationalistischen Zuspitzung nicht annähernd mit dem

Purismus früherer Zeiten vergleichbar. Dabei ist die Sorge, dass die zunehmende Präsenz des Englischen in allen Lebensbereichen die eigene kulturelle Identität bedroht, nicht auf den deutschsprachigen Raum beschränkt, sondern findet sich in vielen Sprachgemeinschaften und Staaten, häufig getragen von einer unspezifischen Furcht vor den Folgen der Globalisierung. Was die Forschung betrifft, so sieht sie für die deutsche Sprache keine Gefahren durch fremdsprachige Einflüsse. Auch gelten ihr Nationalsprachen nicht als Größen, die fixiert werden könnten oder sollten, um der Aufgabe gerecht zu werden, die Identität einer Sprachgemeinschaft zu sichern. Vielmehr werden sie als historische Phänomene verstanden, für die Wandel und Variation geradezu konstitutiv sind. Dabei leugnet die Sprachwissenschaft keineswegs die bedeutende Rolle der Sprache bei der Konstitution von Identität. Spätestens seit dem Rationalismus der Aufklärungszeit finden sich Auffassungen, die der Sprache einen ganz entscheidenden Einfluss auf die Art und Weise zusprechen, wie wir unsere Welt erkennen und kognitiv ordnen. Am offensichtlichsten ist die sprachliche Gliederung der Welt im Wortschatz, sodass etwa August Wilhelm Schlegel zu Beginn des 19. Jahrhunderts feststellt: „Mit der Muttersprache zugleich saugen wir die Vorstellungen und Ansichten der Dinge (...)“. ³ Der amerikanische Philosoph Richard Rorty spricht von einem bestimmten „Vokabular“, in dem sich die Sprecher einer Sprache intellektuell bewegen und das ihr Bild von der Welt wesentlich beeinflusst. ⁴

Zugleich stehen unterschiedliche sprachliche Perspektiven auf die Wirklichkeit in Konkurrenz zueinander. Die Diskussion um Political Correctness in der Sprache belegt es: Mit einem bestimmten Wort wird eine bestimmte Identität verknüpft. Ob ein und dieselbe Person als *Flüchtling*, als *Migrant* oder als *Eindringling* bezeichnet wird, macht einen ganz erheblichen Unterschied. An der identitätsbildenden Kraft der Sprache und des Sprechens führt kein Weg vorbei, auch unterhalb der Ebene einer Sprachgemeinschaft als ganzer. In George Bernard Shaws Schauspiel *Pygmalion* ist es Eliza Doolittle, die diese Erfahrung macht, als versucht wird, sie durch eine „bessere“ Sprache zu einem Mitglied der „besseren“ britischen Gesellschaft zu machen. Die Menschen aus den beiden Teilen Deutschlands haben es erlebt, als sie in den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung den *typisch Westdeutschen* oder den *typisch Ostdeutschen* an seiner Sprache erkannten (oder zu erkennen glaubten). Und sprechen wir einen Dialekt, dann versuchen wir vielleicht, ihn bei offiziellen Anlässen zu vermeiden. Oder aber umgekehrt: Wenn wir aus der Stadt, in der wir leben, unser Heimatdorf besuchen, wählen wir wieder den Dialekt, um nicht durch unsere Sprache den Eindruck zu erwecken, wir seien ein ganz Anderer geworden. „Sprich, damit ich Dich sehe“: Sokrates’ oft zitierte Äußerung handelt genau davon.

...

- 1 Erikson, Erik H.: *Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze*, Frankfurt/Main 1966, 1973, S. 20.
- 2 Grimm, Jacob: „Vorrede“, in: ders./Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 1, Berlin 1854, Sp. LXVII.
- 3 Schlegel, August Wilhelm: „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, 1. Teil: Die Kunstlehre“, in: ders. *Kritische Ausgabe der Vorlesungen*, hg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles, Bd. 1, Paderborn 1989, S. 181–472, hier S. 417.
- 4 Rorty, Richard: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, Frankfurt/Main 1989, S. 26–27.